

DIE BOTSCHAFT DES NEUEN TESTAMENTS

Dietrich Rusam

Der erste, zweite und dritte Johannesbrief

V&R

neukirchener
theologie



neukirchener
theologie

Dietrich Rusam, Der erste, zweite und dritte Johannesbrief

Die Botschaft des Neuen Testaments

Herausgegeben von Walter Klaiber

Dietrich Rusam
Der erste, zweite und dritte Johannesbrief

Vandenhoeck & Ruprecht

Dietrich Rusam

Der erste, zweite und dritte Johannesbrief

1. Auflage 2018

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7887-3130-4

Weitere Angaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

© 2018, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13,
D – 37073 Göttingen / Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, www.sonnhueter.com
DTP: Volker Hampel, Neukirchen-Vluyn

Vorwort

»Gott ist die Liebe« (1Joh 4,8.16). Mit dieser Aussage hat der Verfasser des ersten Johannesbriefs sein Schreiben in der Liste der am meisten gelesenen Schriften des Neuen Testaments ganz weit nach vorne katapultiert. Er bringt damit auf den Punkt, was angebahnt worden ist durch den Jesus, wie ihn die ersten drei Evangelien darstellen. Die Nähe des Reiches Gottes (Mk 1,15; Mt 4,17; Lk 4,43) versteht er als die Botschaft von dem Gott der Liebe. Diese Wesensbestimmung Gottes hat Folgen für die Glaubenden: Ihre Liebe untereinander und zu Gott, ihrem Vater, schließt die Liebe zu den Gegnern nicht aus (vgl. 1Joh 3,11–13).

Die meisten Kommentare zu den Johannesbriefen deuten die beiden Verse, in denen das Gekommensein bzw. das Kommen des Christus im Fleisch betont wird (1Joh 4,2; 2Joh 7), als Hinweis auf einen innergemeindlichen Konflikt: Sowohl der erste als auch der zweite Johannesbrief richtet sich – so vermutet man – gegen Christen, die der Meinung waren, dass der Gottessohn Jesus nur *scheinbar* einen menschlichen Leib gehabt habe. In 1Joh 4,2 und 2Joh 7 wäre dann eine kognitive Satz Wahrheit formuliert, die sich gegen Christen richtet, die aus Sicht der jeweiligen Verfasser *falsch* glauben.

Der vorliegende Kommentar zeigt jedoch, dass die Johannesbriefe sich nirgendwo gegen eine wie immer geartete falsche *Konfession* wenden, sondern immer wieder zu dem *einen* Bekenntnis zu Jesus als dem Christus und Gottessohn aufrufen. Dieses macht einen Christen zum Christen und zieht eine dementsprechende Existenzorientierung und Eingliederung in die Bekenntnisgemeinschaft nach sich. Doch aufgrund staatlichen Drucks sind die christlichen Gemeinden zur Zeit der Abfassung der Briefe massiv bedroht. Deshalb wird immer wieder die Notwendigkeit des Bekenntnisses zu Jesus als dem Christus betont (1Joh 2,23; 4,2f.15; 2Joh 7). Sowohl der erste als auch der zweite Johannesbrief will die in ihrer Existenz gefährdeten und verängstigten Gemeinden stabilisieren und einer Fluchtbewegung entgegenwirken, indem beide Schreiben – trotz augenscheinlichen Unheils – auf die bereits gegenwärtige Existenz der Glaubenden im Heilsbereich Gottes hinweisen. Gott ist es, der aller äußeren Gefahr zum Trotz die Identität der Christusgläubigen sichert. Deshalb ist *Glaube* für die Johannesbriefe kein Für-wahr-Halten einer bestimmten Existenzform Jesu (etwa dass er *im*

Fleisch gekommen sei), sondern das tiefe Vertrauen in den Gott, der die Liebe ist und der durch Christus die Glaubenden zu seinen Kindern gemacht hat (1Joh 3,1).

Im dritten Johannesbrief geht es sodann um ein innergemeindliches Problem, das seinen Ausgangspunkt in den Verhaltensratschlägen des zweiten Johannesbriefs (2Joh 9–11) genommen hatte. Der angesprochene Diotrefes handelt nach Ansicht des Schreibens falsch: Er will nämlich der Erste sein und erkennt den Verfasser des Briefes sowie die von ihm Abgesandten nicht an (3Joh 9). So zeigt sich hier, wie in einer Gemeinschaft, in der man sich untereinander liebt, mit einem derartigen Problem umgegangen werden kann und soll.

Viele aufrechte Christinnen und Christen in der früheren DDR haben Zurücksetzungen, Spott und sogar Haft ertragen müssen, unter deren Folgen sie oft bis heute leiden. Ihnen und den bis heute weltweit über 200 Mio. Schwestern und Brüdern in Christus, die wegen ihres Glaubens benachteiligt, vertrieben, verfolgt, inhaftiert und sogar mit dem Tod bedroht werden, sei dieses Buch gewidmet – verbunden mit der Hoffnung, dass unsere Kirchen und Gemeinden immer wieder neue Wege finden, sich mit ihnen solidarisch zu zeigen, und in der Gewissheit, dass ihre Existenz als Gottes geliebte Kinder im Glauben an Christus gesichert bleibt, was immer geschieht.

Anlässlich der Veröffentlichung des Kommentars danke ich ganz herzlich besonders Bischof Dr. Walter Klaiber, der mich durch seine Einladung, diesen Kommentar auszuarbeiten, wieder an meine exegetischen Anfänge zurückgeführt hat. Er hat mich auf seine un-nachahmliche, liebenswürdige und freundliche Art und Weise vor vielen Fehlern bewahrt. Seine Anregungen waren stets wohlbe-gründet und nachvollziehbar. Ebenso danke ich Herrn Dr. Volker Hampel, der für die Lektorierung dieses Kommentars und die Erstellung der Druckvorlage seinen wohlverdienten Ruhestand gewissermaßen aufgeschoben hat. Es ist mir erneut eine große Freude gewesen, mit ihm zusammenarbeiten zu dürfen.

Augenzwinkernd hat Reinhard Mey in einem Lied beschrieben, wie seine Familie auf ihn reagiert hat, als er nach einem Jahr Arbeit am neuen Album in den Kreis seiner Familie zurückkehrte: »Aber statt der Jubelschreie bei meinem Auftauchen hör' ich nur ein Stöhnen: ›Also, wir könn'n dich gar nicht brauchen.« Umso mehr danke ich meinen Kindern Franziska und Christoph, aber ganz besonders meiner Frau Christiane, dass sie mich stets unterstützt, meine Abwesenheit während der Ausarbeitungszeit des Kommentars immer wieder akzeptiert und mich nach Fertigstellung des Buches fröhlich und dankbar wieder aufgenommen haben.

Bayreuth, im Oktober 2017

Dietrich Rusam

Inhalt

Vorwort	V
Der erste Johannesbrief	1
Einleitung	3
Die Auslegung	9
1,1–4 Das zentrale Thema: Vom »Wort des Lebens«	9
1,5 – 2,12 Erster Hauptteil	
Leben im Licht und Existenz in der Finsternis	23
1,5 Überschrift: Gott ist Licht	23
1,6 – 2,2 Finsternis und Sünde	25
2,3–12 Leben im Licht und Halten der Gebote	33
2,13–14 Zwischenruf: Ziel des Schreibens	42
2,15–28 Zweiter Hauptteil	
Die Welt zwischen Christus und Anti-Christus	48
2,15–19 Gefahren für die Gemeinde	48
2,20–28 Bewahrung der Gemeinde	54
2,29–3,22 Dritter Hauptteil	
Die Kinder Gottes	63
2,29 – 3,2 Überschrift: Wir sind Gottes Kinder	63
3,3–9 Gotteskindschaft und Sünde	68
3,10–18 Gotteskindschaft und Liebe bzw. Hass	74
3,19–22 Das Erkennen der Kinder Gottes	83
3,23 – 4,6 Vierter Hauptteil	
Das Gebot, an Jesus Christus zu glauben	89
3,23 Gottes Gebot: Glaube an Jesus Christus und Bruderliebe	89

VIII	<i>Inhalt</i>
3,24 – 4,3	Erkennbarkeit des wahren Glaubens 91
4,4–6	Glaube und Welt 97
4,7 – 5,3	Fünfter Hauptteil Das Gebot, einander zu lieben 100
4,7–8	Überschrift: Gott ist Liebe 100
4,9–12	Gottes Liebe und menschliche Liebe 102
4,13–15	Einschub: Geistgabe und Bekenntnis des Glaubens 105
4,16	Wiederaufnahme der Überschrift: Gott ist Liebe 107
4,17–21	Das Liebesgebot in einer staatlichen Gerichtsverhandlung 108
5,1–3	Liebesgebot und Gotteskindschaft 113
5,4–13	Sechster Hauptteil Die Bedeutung des Glaubens 119
5,4–5	Der Sieg über die Welt 119
5,6–10	Die Glaubenszeugen 120
5,11–13	Die Gewissheit des ewigen Lebens 120
5,14–21	Schlussteil Die Praxis des Glaubens 127
5,14–15	Gebetserhörung 127
5,16–18	Die Sünde (nicht) zum Tode 129
5,19–20	Die Situation der Gemeinde in der Welt 132
5,21	Abschließende Ermahnung 134
 Die Botschaft des ersten Johannesbriefs 137	
I. Die Situation 137	
1. Verhältnisbestimmung Johannesevangelium – erster Johannesbrief 137	
2. Die christliche Gemeinde – gefährdet von staatlichen Maßnahmen 138	

3. Die schwierige Lage der jüdischen Gemeinden im Römischen Reich nach 70 n.Chr. und deren Auswirkung auf die christlichen Gemeinden	141
4. Adressaten und Absender	143
II. Die Antwort des Johannes	144
1. Die juristische Begrifflichkeit	144
2. Ermahnung zum offenen Bekenntnis vor weltlichen Gerichten	144
3. Die Rechtsprechung vor Gott	146
4. Das Gebot Gottes	147
5. Das Heil der Glaubenden	150
6. Das Problem der Unanschaulichkeit des Heils – Erfahrungen des Widerspruchs	153
7. Die bleibende Bedeutung des ersten Johannesbriefs.....	155

Exkurse

Gnosis	5
Der Tod Jesu im Johannesevangelium	15
Die Gegner im ersten Johannesbrief	39
Der »Böse« – Kaiser und Teufel	44
Die Glaubenden als Kinder Gottes	64
Das Beispiel Kains	76
Glaube bei Johannes	89
Die »Durchdringungsformeln« im ersten Johannesbrief	91
Die Christusbekenntnisse im ersten Johannesbrief	95
Die Lage der Christen zur Zeit des Statthalters Plinius (ca. 61–120 n.Chr.)	140

X	<i>Inhalt</i>
Der zweite Johannesbrief	157
Einleitung	159
Die Auslegung	165
1–3 Das Vorwort	165
4 Eingangsteil (Proömium)	173
5–11 Hauptteil: Das Problem der Verführung zum Abfall	175
5–6 Theologische Verständigung über die Grundlage: Das Liebesgebot	175
7–8 Die Gefahr der Verführung	178
9 Erkennbarkeit der Verführer	181
10–11 Umgang mit den Verführern	183
12–13 Briefschluss	186
<i>Die Botschaft des zweiten Johannesbriefs</i>	191
I. Der Bezug zum ersten Johannesbrief	191
1. Gemeinsamkeiten	191
2. Unterschiede	191
II. Die Situation	192
III. Adressaten und Absender	193
IV. Gottes Gebot	193
V. Die Wahrheit	194
VI. Der Umgang mit den Verführern	195
VII. Die bleibende Bedeutung des zweiten Johannesbriefs	196
IV. Gottes Gebot	193

<i>Inhalt</i>	XI
Der dritte Johannesbrief	199
Einleitung	201
Die Auslegung	203
1 Das Vorwort	203
2–4 Eingangsteil (Proömium)	204
5–12 Hauptteil: Das Problem der Aufnahme der Brüder	207
5–8 Das Lob für Gaius	207
9–10 Die Kritik an Diotrephes	211
11–12 Abschließende Mahnung und Empfehlung für Demetrius	215
13–15 Briefschluss	219
13–14 Besuchsabsicht	219
15 Schlussgruß	219
 <i>Die Botschaft des dritten Johannesbriefs – eine Zusammenfassung</i>	 223
I. Der Bezug zum zweiten Johannesbrief?	223
II. Der Aufbau der frühchristlichen Ortsgemeinden?	224
III. Die Situation	224
IV. Die Brüder	225
V. Adressaten und Absender	226
VI. Die Wahrheit	227
VII. Die bleibende Botschaft des dritten Johannesbriefs	227
 Weiterführende Literatur	 229
Abkürzungen	231
Register wichtiger Begriffe	235

Der erste Johannesbrief

Einleitung

Der erste der drei Johannesbriefe dürfte zu den einflussreichsten Schriften des Neuen Testaments gehören. In ihm finden sich grundlegende Aussagen neutestamentlicher Theologie. So hat z.B. jede Darstellung neutestamentlicher Ethik vom Doppelgebot der Liebe auszugehen, das nach übereinstimmendem Zeugnis der Synoptiker von Jesus selbst als das höchste bezeichnet wurde (Mt 22, 35–40; Mk 12,28–30; Lk 10,25–28). Und wenn es stimmt, dass dieses *die* zentrale Aussage jesuanischer Ethik ist, dann scheint der Verfasser des ersten Johannesbriefs von der Ethik Jesu sehr viel verstanden zu haben. Von den 143 Vorkommen des in diesem Zusammenhang verwendeten griechischen Verbs (*agapân*) finden sich 36 Belege im Johannesevangelium (21 Kapitel) und 31 im wesentlich kürzeren ersten Johannesbrief (5 Kapitel). Das dazugehörige Nomen »Liebe« taucht im gesamten Neuen Testament insgesamt 116-mal auf, davon allein im ersten Johannesbrief 18-mal, und insgesamt sechsmal redet der Verfasser seine Adressaten mit »Geliebte« an.

Ob tatsächlich – wie zuweilen behauptet wird – der erste Johannesbrief die meistgelesene Schrift des Neuen Testaments ist, kann aufgrund seines nicht sofort einsichtigen, anscheinend kreisförmigen Gedankengangs bezweifelt werden, aber es ist der erste Johannesbrief, der das christliche Gottesbild mit seiner zweimal erwähnten These *Gott ist Liebe* (1Joh 4,8.16) auf den Punkt bringt.

Der erste Johannesbrief gehört innerhalb der christlichen Bibel in die Gruppe der »katholischen Briefe«. Diese Bezeichnung hat nichts mit der Konfession »römisch-katholisch« zu tun, sondern lenkt zurück auf den ursprünglichen Sinn von »katholisch«, nämlich »allumfassend«. Mit anderen Worten: Bei den neutestamentlichen Briefen, die als »katholisch« bezeichnet werden (die Briefe des Jakobus, des Petrus, des Johannes und des Judas), ging man – eben weil sie keine konkrete Adressatengemeinde nennen – davon aus, dass sie nicht an eine konkrete Gemeinde gerichtet sind, sondern an alle christlichen Gemeinden der bewohnten Welt (der Ökumene). In der Tat tut sich die Forschung schwer bei der Nennung konkreter Adressatengemeinden des ersten Johannesbriefs. Die inhaltliche Nähe zu Aussagen des Johannesevangeliums lässt darauf schließen, dass die Gemeinden, die die Verfasser der beiden Schriften vor Au-

gen hatten, sich auch örtlich nahe – wenn nicht sogar identisch – waren. Die einzelnen Aussagen lassen eine Gemeinde vermuten, in der sowohl ehemalige Juden (sog. »Judenchristen«) als auch ehemalige Heiden (sog. »Heidenchristen«) vertreten waren. In der Forschung wird in diesem Zusammenhang die Stadt Ephesus als Adressat genannt, aber diese Ortsbestimmung ist im Grunde nur mit Hilfe der Johannesoffenbarung wahrscheinlich zu machen (vgl. unten S. 143).

Im ersten Johannesbrief fehlt aber nicht nur der Adressat, sondern auch der Absender. Offenbar will er sich als Augenzeuge des irdischen Jesus darstellen (1Joh 1,1.3) und womöglich sogar mit dem Verfasser des Johannesevangeliums, vorgeblich dem Lieblingsjünger (Joh 21,24), identifiziert werden. Die Behauptung aber, dass das Johannesevangelium das Zeugnis eines Jesusjüngers ist, darf durch die historisch-kritische Forschung als widerlegt gelten. Deshalb beschäftigt die heutige wissenschaftliche Auslegung vor allem die Frage, ob der Verfasser des Johannesevangeliums und des ersten Johannesbriefs derselbe ist. Diese Frage wird nur noch selten von der Forschung bejaht. Inzwischen scheint sich die Überzeugung durchzusetzen, dass wir es mit zwei unterschiedlichen, aber theologisch eng miteinander verbundenen Verfassern zu tun haben. Voraussetzung hierfür ist – angesichts der deutlichen Bezüge der beiden Schriften untereinander –, dass es eine »johanneische Schule« gab, in der die Tradition, wie sie das Johannesevangelium vorgab, weitergegeben wurde. Das heißt: Der Autor des ersten Johannesbriefs lebt in der theologischen Vorstellungswelt des Johannesevangeliums und übernimmt aus ihr Gedanken und Begriffe, um sie für seine Situation gegebenenfalls zu aktualisieren. Wenn in der vorliegenden Auslegung der Verfasser des Schreibens immer wieder mit »Johannes« bezeichnet wird, so ist dies der Tradition geschuldet – im Wissen, dass es sich nicht um einen Jünger des irdischen Jesus handeln kann. Auch im zweiten und im dritten Johannesbrief gibt sich der Verfasser nicht zu erkennen; allerdings bezeichnet er sich dort als *Ältester* und macht damit deutlich, dass seine Autorität der eines vorgeblichen Augenzeugen nachgeordnet ist. Deshalb ist davon auszugehen, dass die beiden kleinen Johannesbriefe von einem anderen Verfasser stammen als der erste.

Abgesehen vom Fehlen eines Absenders und eines Adressaten weist die Schrift auch keine Ortsangabe auf, sie nennt keine ausdrückliche Zielsetzung, und niemand wird am Schluss begrüßt. Somit fehlen die klassischen Kennzeichen eines Briefs. Von daher hat man zu Recht immer wieder die Frage gestellt, ob man mit dem ersten Johannesbrief überhaupt einen Brief vor sich hat. Die Vorschläge, die Gattung dieser Schrift zu benennen, sind vielfältig: Sie reichen

von einem »weisheitlichen Gelegenheitstraktat« über »Begleit-schreiben« oder »Lesehilfe zum Johannesevangelium« bis hin zur »Mahnrede für Neubekehrte«. Zuweilen wird er auch als »Streitschrift« bezeichnet. Tatsächlich lässt es der erste Johannesbrief an Deutlichkeit nicht fehlen, wenn er beispielsweise seine(n) Gegner als »Antichristen« bezeichnet (1Joh 2,18.22; 4,3; vgl. 2Joh 7). Allerdings sind – wie etwa die direkte Anrede »Geliebte« (1Joh 2,7; 3,2.21; 4,1.7.11) – durchaus Elemente der brieflichen Gattung im ersten Johannesbrief zu beobachten. Und zugleich ist die theologische Nähe zum Johannesevangelium auf Schritt und Tritt deutlich. Insofern haben alle Vorschläge zur Bestimmung der Eigenart des dieses Schreibens etwas für sich.

Was den Grund für die Abfassung des ersten Johannesbriefs angeht, ist die Forschung sich wenigstens formal einig: Es geht um die Abwehr von Gegnern und um die Stärkung der Binnenstabilität der Gemeinde(n).

Uneins ist man sich aber in Bezug auf die Bestimmung der Menschengruppe, gegen die sich die Schrift richtet.

(1) Sehr häufig werden die Gegner als »gnostisierende Christen« bezeichnet.

Exkurs: »Gnosis«:

Die »Gnosis« ist eine in der Spätantike in Grundzügen bereits vorchristlich belegte, durch die platonische Philosophie beeinflusste, allerdings nicht unbedingt einheitliche Erlösungslehre, deren Grundgedanken auch in das Christentum eingedrungen sind. Ihre Hauptmerkmale sind: (1) Man unterscheidet zwischen einem wahren, transzendenten und guten Gott und einem bösen, menschenfeindlichen Gott, der die Welt erschaffen hat – in der christlichen Form der Gnosis wird dieser Gott gerne mit dem Gott des Alten Testaments identifiziert. (2) Dieser böse Gott ist der eigentliche Herrscher über die Welt und die Menschen. (3) Seiner wahren Natur nach ist der Mensch allerdings wesentlich Gott gleich, gehört also zu dem guten Gott. In seinem Leib ist er aber »gefangen« und damit in dieser Welt dem bösen Schöpfergott unterworfen. In der Regel »vergisst« die göttliche Seele des Menschen, geblendet durch das Materielle, ihren göttlichen Ursprung. (4) Hilfe bietet allein die rettende Erkenntnis (griech. »Gnosis«), die dem Menschen Einsicht in seine wahre Natur ermöglicht. Was die christliche Ausprägung der Gnosis betrifft, kommt in der Regel noch (5) die Vorstellung hinzu, dass der Offenbarer der göttlichen Erkenntnis, also Jesus – vom guten Gott gesandt –, nicht einen echten menschlichen Leib gehabt habe, sondern nur einen Scheinleib. Von daher wird diese christologische Anschauung auch gerne als »Doketismus« bezeichnet (griech. *dokein* – »scheinen, gleichen«). Der menschliche Leib (das Fleisch) gehört ja zur Schöpfung des bösen Gottes, und es ist für Gnostiker nicht vorstellbar, dass dieser Jesus tatsächlich einen erschaffenen fleischlichen Leib angenommen habe. Diese Grundzüge christlich-

gnostischer Theologie sind aus dem Werk »Gegen die Häresien« von Irenäus von Lyon (um 180 n.Chr.) erschließbar. Als originales gnostisches Dokument gilt beispielsweise das Evangelium nach Maria Magdalena (ebenfalls aus der 2. Hälfte des 2. Jh.s n.Chr.).

In der Tat könnte man vermuten, dass sich die Johannesbriefe gegen gnostischen Einfluss wenden, wenn in 1Joh 4,2 und 2Joh 7 ausdrücklich betont wird, dass Jesus Christus »in das Fleisch« gekommen sei. In diesem Zusammenhang wird angenommen, dass sich die Gegner des ersten Johannesbriefs auch auf das bereits existierende Johannesevangelium berufen hätten, das einen ähnlichen Dualismus vorauszusetzen scheint; von daher sei die Schärfe, mit der Johannes gegen sie vorgeht, zu erklären. Fraglich ist allerdings, ob tatsächlich bereits zur Abfassung der Johannesbriefe gnostische Gedanken existiert haben und Einfluss auf das Bekenntnis zu Jesus genommen hat.

(2) Deshalb wird in der Forschung auch vorgeschlagen, die Konfrontation mit den Gegnern des ersten Johannesbriefs als ein Phänomen innerhalb der johanneischen Gemeinschaft zu interpretieren, da zufolge 1Joh 2,19 die Gegner »von uns ausgegangen« (1Joh 2,19) sind. Besagte Gegner würden die theologische Bedeutung des Erdenlebens und Sterbens Jesu schlicht leugnen. Zentrales Heilsergebnis sei für sie die Inkarnation, das Kommen des Erlösers Jesus, wobei sie als Zeitpunkt der Inkarnation die Taufe Jesu behauptet hätten (dagegen würde sich 1Joh 5,6f wenden). Weil die vermuteten Gegner des ersten Johannesbriefs sich (ähnlich wie die Gnostiker) auf das Johannesevangelium berufen hätten, bezeichnet man sie auch als »Ultra-Johanneer« (Philipp Vielhauer). Problematisch an dieser These ist, dass man außerhalb der Johannesbriefe keinerlei (schriftliche) Spuren einer derartigen theologischen Strömung nachweisen kann. Deshalb muss behauptet werden: Die Konfrontation war ein Streit, der einzig und allein innerhalb der johanneischen Gemeinde(n) stattgefunden hat. Dies erscheint recht unwahrscheinlich.

Generell gilt bei beiden dargestellten Thesen, dass man sich bei der Interpretation von Stellen wie 1Joh 2,19; 3,17; 4,2f und 5,6 davor hüten sollte, jede Aussage spiegelbildlich zu lesen, d.h. aus jeder These auf eine Behauptung der Gegner zu schließen. Da der Konflikt nur einseitig beleuchtet ist, ist der Versuch, das theologische Profil der Gegner herauszuarbeiten, mit vielen Fragezeichen behaftet.

(3) Von daher ist zu vermuten, die Gegner des ersten Johannesbriefs könnten Juden oder Judenchristen sein. Die Besonderheit dieser Hypothese liegt daran, dass es in diesem Fall in den Johan-

nesbriefen nicht um die Frage der Recht- oder Falschgläubigkeit (»Häresie«) geht, sondern um das Christusbekenntnis als Ganzes und die Frage des Abfalls von Christus und die damit verbundene Distanzierung von der christlichen Gemeinde. Wenn beispielsweise in 1Joh 2,23 festgestellt wird, dass nur derjenige »den Vater hat«, der auch »den Sohn bekennt«, so spricht dies für eine Konfrontation mit dem Judentum bzw. für eine Auseinandersetzung mit Judenthristen, die das offene Bekenntnis zu Jesus und damit zur christlichen Gemeinde scheuen und möglicherweise in die jüdische Gemeinde zurückkehren. Dass der erste Johannesbrief tatsächlich zu einem mutigen Christusbekenntnis und zu einem Verbleib in der christlichen Gemeinde aufrufen will, gilt es in der Auslegung zu zeigen.

In der Forschung umstritten ist auch das Verhältnis der johanneischen Schriften untereinander. Hier wird im Grunde jede mögliche Zuordnung vertreten. Beispielsweise ist Udo Schnelle in seinem Kommentar der Meinung, der zweite und der dritte Johannesbrief seien als erste um 90 n.Chr. entstanden, dann der erste Johannesbrief (um 95 n.Chr.) und schließlich das Johannesevangelium (zwischen 100 und 110 n.Chr.). Sein Hauptargument ist hierbei, dass die johanneische Theologie immer ausdifferenzierter geworden und es nicht plausibel sei, dass das theologische Niveau vom Johannesevangelium über den ersten Johannesbrief bis zum dritten immer weiter gesunken sei. Es ist jedoch nicht damit zu rechnen, dass sich diese These durchsetzt.

Vielmehr geht nach wie vor die weit überwiegende Mehrzahl der Forscher davon aus, dass das Johannesevangelium zeitlich am Anfang der johanneischen Schriften steht und insofern die Grundlage für die johanneische Tradition bildet (um 100 n.Chr.), wobei die Johannesbriefe sich innerhalb der folgenden 10 Jahre anschließen – wahrscheinlich entspricht dabei auch die Nummerierung der zeitlichen Reihenfolge der Entstehung.

Zwar wird nirgendwo im ersten Johannesbrief das Johannesevangelium zitiert, aber dennoch ist die Parallelität vieler theologischer Überzeugungen überdeutlich, sodass davon ausgegangen werden muss, dass die Johannesbriefe die Existenz des Evangeliums voraussetzen. Teilweise scheint der erste Johannesbrief die Kenntnis des Johannesevangeliums direkt zu verlangen. So wird z.B. in 1Joh 2,6 auf das vorbildhafte Leben Jesu verwiesen. Für die Auslegung bedeutet das: Die Texte der beiden Schriften beziehen sich auf vielfältige Art und Weise aufeinander – man vergleiche nur die beiden Prologe (Joh 1,1–18 und 1Joh 1–4). Der Züricher Neutestamentler Jean Zumstein hat in diesem Zusammenhang den Begriff »Relecture« in die exegetische Diskussion eingebracht. Seiner Meinung

nach werden im ersten Johannesbrief theologische Vorstellungen des Johannesevangeliums aufgenommen und neu interpretiert bzw. wird die theologische Tradition des Johannesevangeliums neu ausgerichtet. Dies bedeutet für die Auslegung des ersten Johannesbriefs, dass sie auf dem Hintergrund des Johannesevangeliums zu erfolgen hat.

Ein grundlegendes Problem des ersten Johannesbriefs ist dessen Aufbau, der nicht einem normalen Briefaufbau (Adressen- und Absenderangabe, Danksagung, Darlegung der Glaubensüberzeugungen, Ermahnungen, Schlussgrüße) entspricht. Stattdessen sind eher kreisförmige Denkbewegungen festzustellen. Der Verfasser kommt auf ein Thema zu sprechen, auf welches er später – aus anderer Richtung – wieder Bezug nimmt. Tatsächlich finden sich in keinem anderen neutestamentlichen Werk so viele gleichförmige Vorstellungen. Hierbei wird ein Gedanke meist recht ausführlich entfaltet; dies führt den Verfasser dann zu einem Stichwort, das er in einem weiteren Gedankengang neu darlegt. Von daher sind immer wieder »Scharnierverse« zu erkennen, die mit Hilfe eines Stichworts die vorangegangene Argumentation mit der folgenden verbinden. Seine beiden Hauptanliegen, auf die aus unterschiedlichen Richtungen immer wieder neu Bezug genommen wird, sind ausgehend von 1Joh 3,23 das Gebot der geschwisterlichen Liebe (im vorliegenden Gliederungsvorschlag: dritter und fünfter Hauptteil) und der Glaube an Jesus Christus (vierter und sechster Hauptteil).

Was die Forschung angeht, ist es in letzter Zeit stiller geworden um die Johannesbriefe. Zwar wurde die eine oder andere neuere Kommentierung gewagt, aber wissenschaftliche Arbeiten über einzelne Probleme sind kaum erschienen. Dabei haben in vielen Punkten die Johannesbriefe bleibende Bedeutung im Hinblick auf Fragen wie: Welches theologische Profil und Selbstverständnis haben christliche Gemeinden in einer nichtchristlichen oder zunehmend nichtchristlicher werdenden Umwelt? Wie verhalten sich Christen, die aufgrund ihres christlichen Glaubens in ihrer Existenz gefährdet sind? Was gibt ihnen Hoffnung und Mut? Wie geht die christliche Gemeinde mit den Menschen um, die sich von ihr distanzieren? Was bedeutet die Forderung, einander zu lieben, konkret? Wie kann gerade bei innergemeindlichen Differenzen die Überzeugung, dass das Wesen des christlichen Gottes die Liebe ist, Gestalt gewinnen?

Auch wenn der vorliegende Kommentar nicht alle diese Fragen beantworten kann, so will er doch Impulse zur ihrer Beantwortung geben und die Aktualität der christlichen Botschaft im Sinne des ersten Johannesbriefs aufweisen.

Die Auslegung

1,1–4

Das zentrale Thema: Vom »Wort des Lebens«

^{1,1}Was von Anfang an war, was wir gehört haben, was wir gesehen haben mit unseren Augen, was wir geschaut und unsere Hände betastet haben über das Wort des Lebens – ²und das Leben ist erschienen, und wir haben gesehen und bezeugen und verkündigen euch das ewige Leben, das beim Vater war und uns erschienen ist – ³was wir gesehen und gehört haben, verkündigen wir auch euch, damit auch ihr Gemeinschaft habt mit uns. Und unsere Gemeinschaft ist aber mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus. ⁴Und dies schreiben wir, damit unsere Freude erfüllt sei.

Von einem Briefkopf mit Absender- und Adressenangabe, wie man ihn von anderen neutestamentlichen Briefen (vgl. Röm 1,1) her kennt, kann hier nicht die Rede sein. Der Absender nennt weder seinen Namen noch seinen Titel. Dies ist auch deshalb auffällig, weil sowohl in 2Joh 1 als auch in 3Joh 1 der Absender sich als »Ältester« (Presbyter) bezeichnet.

Stattdessen beginnt das Schreiben gleich mit einer ersten inhaltlichen Bestimmung des Themas im Rahmen eines Relativsatzes: *Was von Anfang an war ... über das Wort des Lebens*. Vor allem die Formulierung am Ende des ersten Verses weist darauf hin, dass das Schreiben eine fast wissenschaftliche Abhandlung (ein »Traktat«) *über das Wort des Lebens* sein will. Mit Hilfe der Präposition *über* benennt häufig der Philosoph Aristoteles (384–322 v.Chr.) das Thema vieler seiner philosophischen Schriften, z.B. »Über die Jugend und das Alter und über das Leben und den Tod ist nun zu reden ...«. Bei dem Vergleich mit der Einleitung eines aristotelischen Traktats wird deutlich, dass Johannes die Formulierung *über das Wort des Lebens* auffällig einschleibt. Tatsächlich wäre grammatikalisch – anders als bei Aristoteles – der Satz auch ohne diesen Einschub verständlich. Offenbar wollte Johannes dadurch seine Schrift bewusst in die Reihe philosophischer Abhandlungen gestellt wissen. Er möchte in vergleichbarer Weise eine Abhandlung *über das Wort (= den Logos) des Lebens* liefern. Dem entspricht auch der komplizierte Satzbau in den ersten Versen. Dieser verleiht dem

Schreiben formal einen wissenschaftlichen Anstrich. Im Unterschied zu einem philosophischen Aufsatz des Aristoteles spricht Johannes seine Adressaten – wie in einem Brief – jedoch direkt an (*wir verkündigen euch ...*). Deshalb liegt hier keine reine (wissenschaftliche) Abhandlung vor.

Johannes nennt in den Einleitungsversen zentrale theologische Überzeugungen: Es geht in seinem Schreiben um das (ewige) Leben, für ihn also um »alles«. Dies ist seine zentrale Botschaft, die Botschaft vom Leben. Dieses Leben ist in Jesus Christus geschichtlich Gestalt und in diesem Sinne hörbar, anschaulich und berührbar geworden. Ziel des vorliegenden Schreibens ist die Glaubensgemeinschaft von Adressaten- und Absenderkreis. Sobald diese durch den ersten Johannesbrief hergestellt ist, besteht für den Verfasser Grund zur Freude. Damit haben die Aussicht auf ewiges Leben und die innere Gemeinschaft mit Glaubenden auch über geographische Entfernungen hinweg positive Auswirkungen auf die Gegenwart: Die Freude ist erfüllt.

Als einzige Schrift des Neuen Testaments beginnt der erste Johannesbrief mit einem Relativsatz (V. 1). Der Hauptsatz (*wir verkündigen dies auch euch*) folgt erst im dritten Vers. Diese eigenartige Satzstellung zeigt zu Beginn der Schrift, worum es geht: *was von Anfang an war*. Johannes beginnt mit einer für ihn zentralen Aussage. Es ist zu vermuten, dass die Leserschaft, die er vor seinen Augen hat, sofort weiß, dass kein anderer als Jesus damit gemeint ist. Das heißt wiederum: Johannes versteht sein Schreiben nicht als christliche Werbung gegenüber Nichtchristen, sondern wendet sich an Christen, die bereits etwas mit diesem seltsamen Satz anfangen können, konkret: die bereits mindestens das Johannesevangelium kennen.

Denn im Grunde zieht dieser erste Relativsatz unweigerlich die Frage nach sich: »Was war denn im Anfang?«; und diese Frage wird beantwortet durch den Anfang des Johannesevangeliums: »Im Anfang war das Wort ...«. Im Verlauf der ersten 18 Verse des Johannesevangeliums wird dann deutlich, dass hier von Jesus die Rede ist: »Und das Wort wurde Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit ...« (Joh 1,14). Wer also das Johannesevangelium kennt, dem erschließt sich die Bedeutung des ersten Relativsatzes sofort: Es geht in diesem Brief um Jesus, genauer: um Jesus Christus, den Gottessohn (vgl. 1Joh 1,3).

Zugleich macht diese auffällige Formulierung das Vorzeichen deutlich, unter dem der Verfasser das Jesusgeschehen verstanden haben will: »Jesus war von Anfang an da. Er ist Gottes Schöpfungswort.« Und genau wegen dieser Schöpfungsfunktion muss nach Auffas-

sung des ersten Johannesbriefs Jesus auch der ganzen Welt verkündigt werden, denn die Schöpfung ist nur durch Jesus ins Dasein gerufen worden. Dem entspricht exakt das Thema der Schrift *über das Wort des Lebens*. In der Schöpfungsgeschichte hatte Gott durch das Wort nicht nur die Welt erschaffen, sondern auch alle Kreaturen ins Leben gerufen. Insofern ist sein Wort Leben schaffend. Dies war ausdrücklich in Joh 1,3 und 4 betont worden. Zugleich ist nach der Lektüre des Johannesevangeliums klar, dass sich Jesus selbst als das *Leben* bezeichnet hatte (Joh 11,25; 14,6). Das Wissen darüber wird in 1Joh 1,2 (*und das Leben ist erschienen*) stillschweigend vorausgesetzt.

Wenn also der erste Johannesbrief mit dem Relativsatz *was von Anfang an war* einsetzt und sein Thema mit dem Ausdruck *über das Wort des Lebens* bezeichnet, spielt er sowohl auf die Schöpfungsgeschichte als auch auf den Beginn des Johannesevangeliums an und setzt seiner Leserschaft sofort die »Brille« auf, durch die er die Person »Jesus« versteht und verstanden haben will: Dieser Jesus hat eine Bedeutung für die gesamte Schöpfung. Er hatte eine Schlüsselrolle bei der Erschaffung der Welt (*was von Anfang an war*), war gegenwärtig auf der Erde (*was wir gehört haben, was wir gesehen haben mit unseren Augen*), ist auferstanden (*was wir geschaut und unsere Hände betastet haben* – es ist nach Joh 20,17 der ungläubige Thomas, der zum Betasten des Auferstandenen aufgefordert wird) und hat bis in die Gegenwart Leben schaffende Funktion (*über das Wort des Lebens*).

Dies ist aber auch das Einzige, was sich über die Adressaten der Schrift sagen lässt: Sie müssten das Johannesevangelium kennen. Eine geographische Eingrenzung des Adressatenkreises lässt sich schwer und nur mit Hilfe der Johannesoffenbarung machen (vgl. unten S. 143).

Die weiteren Relativsätze im ersten Vers haben eine doppelte Bedeutung: Sie sagen etwas aus über den Absender (a), aber in gleicher Weise auch etwas über das, *was von Anfang an war*, d.h. über Jesus (b).

Zu (a): Über den Absender selbst bekommt man im Text nur sehr spärliche Informationen: Auf vielfache Art und Weise bezeichnet er sich als Augen- und Ohrenzeuge des Jesusgeschehens. Auch das Johannesevangelium beansprucht, von einem Augenzeugen, dem Lieblingsjünger Jesu, geschrieben worden zu sein (Joh 21,24). Erstmals bei Irenäus von Lyon (um 180 n.Chr.) wird dieser Lieblingsjünger mit Johannes, dem Sohn des Zebedäus (vgl. Mk 3,17), identifiziert; und auch der erste Johannesbrief soll offenbar auf diesen zurückgeführt werden. Es ist, als wollte er sagen: Ich bin einer von den Augenzeugen, von denen in Lk 1,2 gesprochen wird, die

»Diener des Wortes« sind, d.h. die an Jesus geglaubt haben. Allerdings reicht ihm der Ausdruck »Augenzeugen« nicht mehr aus. Er betont, er und seine Mitverfasser hätten *gehört, gesehen, geschaut* und sogar *betastet*. Diese mehrfache Betonung der Zeitzeugenschaft Jesu lässt vermuten, dass es historisch gerade nicht so war. Mit anderen Worten: Historisch ist es eher unwahrscheinlich, dass der Verfasser, den wir seit Irenäus »Johannes« nennen, dem irdischen Jesus begegnet ist. Aber auch aus anderen Gründen wird in der wissenschaftlichen Forschung bezweifelt, dass der Verfasser dieses ersten Johannesbriefs – ebenso wie der des Johannesevangeliums – Zeitgenosse und Augenzeuge Jesu war: So beruft er sich an keiner Stelle im Brief auf ein Jesuswort. Auch findet sich der für die Verkündigung Jesu so zentrale Begriff »Reich Gottes« nirgendwo im ersten Johannesbrief. Ebenso wird nie auf irgendein Gleichnis Bezug genommen. Stattdessen geht es durchweg um die Bedeutung dieses Jesus als Objekt des Glaubens. Aus Sicht des Verfassers ist das irdische Wirken Jesu offenbar bereits einige Zeit her. Wenn er mehr als einmal feststellen muss, dass er selbst das Geschehen, von dem er spricht, gesehen, gehört, betrachtet und betastet habe, dann spricht das dafür, dass zwischen der Abfassung des Briefs und dem Jesusgeschehen bereits mindestens eine Generation liegt.

Zu (b): Nur auf den ersten Blick dienen der zweite (*was wir gehört haben*), der dritte (*was wir gesehen haben mit unseren Augen*) und vierte (*was wir geschaut haben und unsere Hände betastet haben*) Relativsatz ausschließlich dem Ausweis der Glaubwürdigkeit des folgenden Zeugnisses. Denn in die Aussagen eingeschlossen ist die Überzeugung, dass das, *was von Anfang an war*, geschichtlich fassbar geworden ist. Mit anderen Worten: Durch den zweiten und den dritten Relativsatz (*was wir gehört haben, was wir gesehen haben mit unseren Augen*) will er deutlich machen, dass er ein Begleiter des irdischen Jesus war. Die eigentlich überflüssige Erwähnung der Augen soll die Augenzeugenschaft betonen und geht wohl auf die poetisch-anschauliche Redeweise im Alten Testament zurück, wo gerne die Augen statt der sehenden Person genannt werden (Gen 33,8; Ri 6,17 u.ö.). Bereits der Johannesevangelist hatte darauf hingewiesen, dass das Wort Fleisch geworden sei: »und wir schauten seine Herrlichkeit« (Joh 1,14)! Und wenn im Johannesevangelium vom »Hören« die Rede ist, ist häufig das Hören der Reden des irdischen Jesus gemeint (Joh 5,24; 6,60; 8,43; 10,3; 12,47; 18,37).

Der Verweis auf die eigene Augen- und Ohrenzeugenschaft der geschichtlichen Sichtbarwerdung dessen, *was von Anfang an war*, scheint dem Absender allerdings nicht auszureichen. Deshalb ist ein weiterer Relativsatz nötig (*was wir geschaut haben und unsere Hände betastet haben*). Dieser leistet tatsächlich einen deutlichen

Gedankenfortschritt. Denn bloß ein Jünger des irdischen Jesus gewesen zu sein, reicht offenbar nicht aus. Wer *schaut*, was der irdische Jesus tut, kann zum Glauben kommen (Joh 11,45), aber wenn Menschen die »Herrlichkeit« Jesu *schauen* können (Joh 1,14), dann sind mit dem Verb *schauen* Kreuzigung und Auferstehung angesprochen.

Auch dem Zweifler Thomas reicht es in Joh 20,24–29 nicht aus, den irdischen Jesus gehört und gesehen zu haben. Thomas will den Auferstandenen selbst sehen, seine Finger in die Nägelmale und seine Hand in Jesu Seite legen. Auch wenn das hier verwendete Wort »betasten« im Johannesevangelium nicht auftaucht, wird deutlich, dass durch diesen vierten Relativsatz in 1Joh 1,1 auf die Auferstehung angespielt wird. Für den Verfasser des ersten Johannesbriefs heißt dies also: Er versteht sich selbst nicht nur als Begleiter des irdischen Jesus, sondern auch als Auferstehungszeuge.

Dem entspricht auch die folgende Beobachtung: Das Verb *betasten* kommt in der gesamten Evangelienüberlieferung nur noch in Lk 24,39 vor. Dort fordert der Auferstandene seine Jünger auf, ihn zu betasten, um die Leiblichkeit der Auferstehung wahrnehmen zu können. Wenn man die Kenntnis der Lukasstelle hier voraussetzen darf, dann bedeutet das: Die Einzigen, die Jesus im Allgemeinen und den Auferstandenen im Besonderen jemals *betastet* haben, sind die Jünger. Zweifellos will sich der Verfasser des ersten Johannesbriefs als ein solcher Jünger und Auferstehungszeuge darstellen.

Zusammengefasst heißt dies: Der zweite und der dritte Relativsatz in 1,1 (*was wir gehört haben, was wir gesehen haben mit unseren Augen*) betonen die irdische Wirksamkeit Jesu und die Jüngerschaft des Verfassers. Der vierte Relativsatz (*was wir betrachtet haben und unsere Hände betastet haben*) spielt auf die Auferstehung Jesu an und stellt sicher, dass der Verfasser (»Johannes«) ein Auferstehungszeuge ist. Hiermit würde er genau die Anforderungen erfüllen, die nach Apg 1,21–22 von einem Jünger verlangt werden, um als »Apostel« zu gelten; denn bei der Nachwahl des zwölften Apostels benennt Petrus folgende Kriterien: »So muss nun einer von diesen Männern, die bei uns gewesen sind die ganze Zeit über, als der Herr Jesus unter uns ein- und ausgegangen ist – von der Taufe des Johannes an bis zu dem Tag, an dem er von uns genommen wurde –, mit uns Zeuge seiner Auferstehung werden.«

Auffällig ist schließlich, dass der Verfasser von sich durchweg in der ersten Person Plural spricht. Wermutlich ist auch dies ein literarischer Kunstgriff, mit Hilfe dessen sich der Verfasser der Autorität einer ganzen Gruppe von Jesusjüngern bedienen will. Schließlich waren es in Lk 24,39 auch alle elf Jünger, die Jesus *betasten* durften.